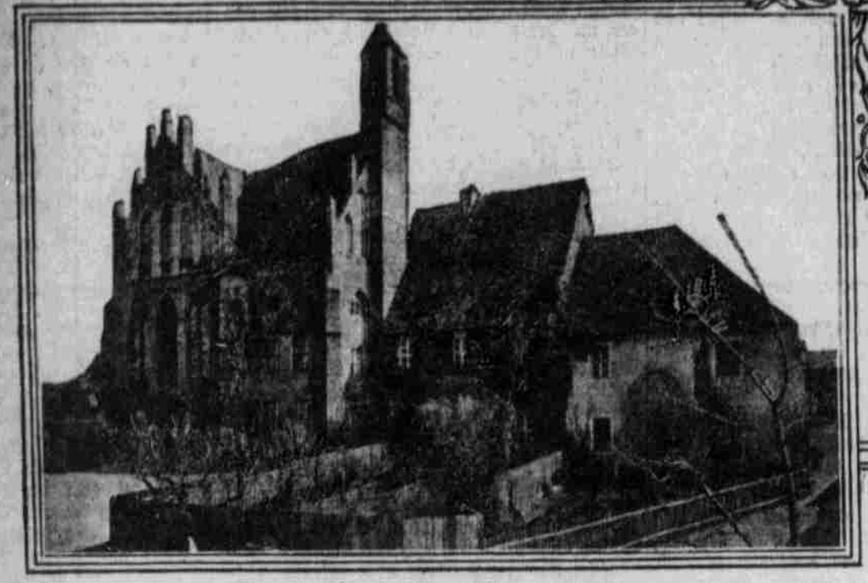
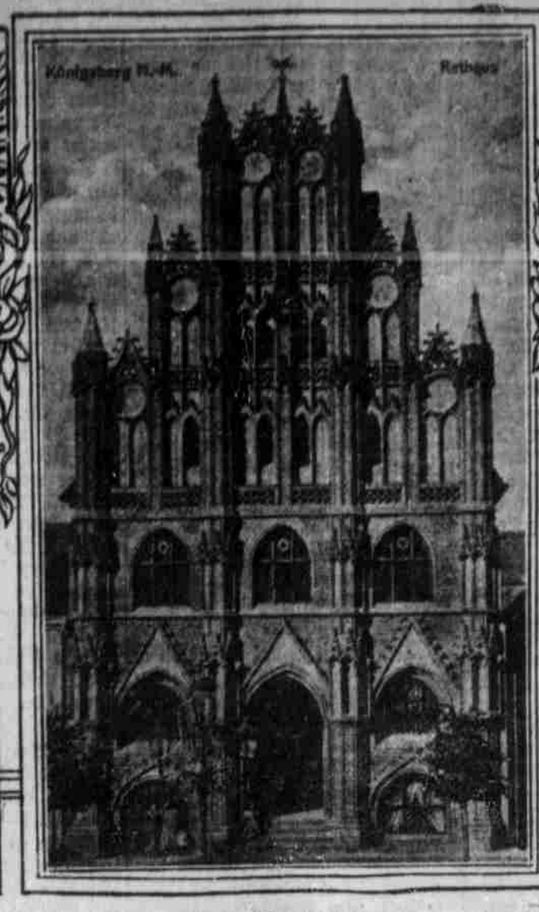
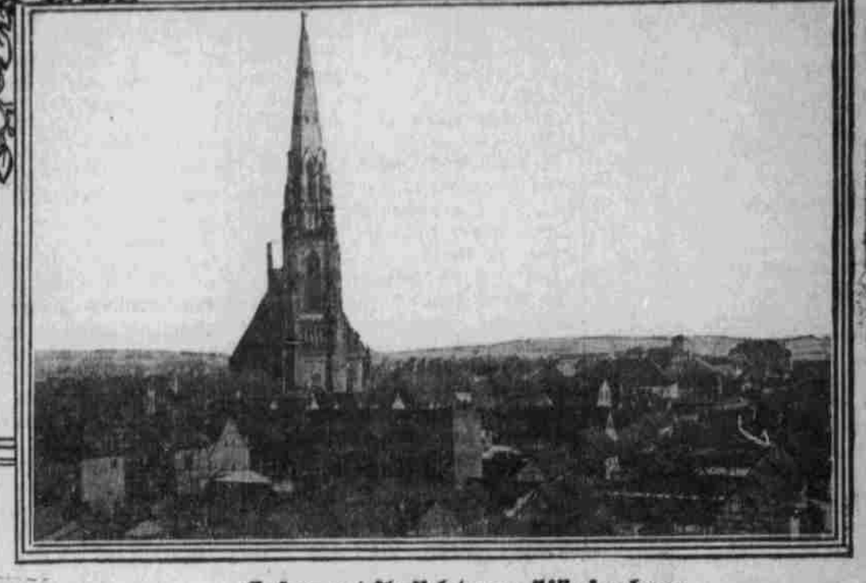
Königsberg, das feste Bollwerk gegen Rußland



Das frühere Augustiner-Kloster.



Das Rathaus.



Gesammt-Ansicht von Königsberg.

Königsberg ist die dritte Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen, die Hauptstadt der Provinz Ostpreußen und das stärkste Bollwerk Deutschlands gegen den russischen Feind. Sie ist aber außerdem die geistige Feste gegen das halbzivilisirte Barbarenthum, gegen die finsteren Mächte des Slaventhums — die Stadt der reinen Vernunft.

Königsberg ist eine Festung ersten Ranges, und liegt zu beiden Seiten des Pregelflusses, 8,2 Kilometer von dessen Mündung in das Frische Haff. Die Stadt besteht aus drei, erst im Jahre 1724 zu einem Gemeinwesen vereinigten, bis dahin selbständigen Städten: der Altstadt, zwischen Schloß und Pregel, dem Löbenicht, östlich von der Altstadt, und dem Kneiphof, südlich von der Altstadt auf einer vom Pregel gebildeten Insel; zu ihnen gehörten die sogen. Freiheiten, der Sackheim, die Neue Sorge (Königstr.), der Roßgarten, die Burgfreiheit und der Tragheim sowie andere Vororte, welche heute sämmtlich miteinander verschmolzen, aber, wie die Haupttheile, an den Straßennamen noch erkenntlich sind (z. B. liegen dicht beieinander Löbenichtsche Langgasse, Löbenichtsche Bergstraße usw.), so daß dem Fremden das Zurechtfinden in der Stadt wesentlich erleichtert wird. Seit dem 1. April 1905 sind an die außerhalb der Festungswälle liegenden Vororte Ponarth, Mittelhufen, Vorderhufen, Amalienau, Kalthof usw. eingemeindet. Die Einwohnerzahl beträgt nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 (einschl. Militär) 246,000.

Königsberg verdankt seine Entstehung einer 1255 errichteten Burg des Deutschen Ordens, welche vielleicht zu Ehren des Böhmenkönigs Ottokar II., der den Orden bei einem Kriegszuge unterstützt hatte, ihren Namen erhielt. Neben der Burg entstand alsbald (1256) die Altstadt. Die Neustadt (der Löbenicht) wurde ums Jahr 1300 als besondere Stadt gegründet, und der Kneiphof wurde 1327 auf einer Pregelinsel zur Stadt erhoben. Nach dem Falle der Marienburg in dem für den Deutschen Orden unglücklichen Kriege mit Polen, 1457, verlegte der Orden seine Residenz nach Königsberg, das fortab Sitz des Hochmeisters und von 1525 bis 1618 der Herzöge von Preußen war. Königsberg spielt in der Geschichte des preußischen Staates eine hervorragende Rolle. Die Reformation fand hier 1523 bereits Eingang und verbreitete sich von hier schnell über ganz Preußen. Der letzte Hochmeister, Markgraf Albrecht, ein Glied der fränkischen Linie des Hohenzollernhauses, verwandelte 1525 den verfallenden geistlichen Ordensstaat in ein weltliches, erbliches evangelisches Herzogthum und brachte dadurch das Land zu neuem Leben. Auf allen Gebieten der Landeskultur hat er sich um Preußen unvergängliche Verdienste erworben; zu seinen größten Ruhmesthaten aber gehört die Gründung der Universität (1544), seitdem der Brennpunkt des geistigen Lebens für Ost- und Westpreußen. Nach dem Aussterben der herzoglichen Linie (1618) ging das Herzogthum Preußen auf die kurbrandenburgische Linie der Hohenzollern über. 1663 empfing der Große Kurfürst im Königsberger Schloß die erste Erbhuldigung als souveräner Herzog von Preußen. Hier setzte sich am 18. Januar 1701 in der Schloßkirche Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Königskrone auf, wodurch Brandenburg-Preußen zu einem Königreiche erhoben wurde. Hier residirte nach dem Falle Preußens im Jahre 1806, in den Jahren 1807 König Friedrich Wilhelm III., und hier gaben Männer wie W. v. Humboldt, Stein, York, Arndt usw. den Hauptanstoß zum deutschen Befreiungskriege und zur Wiedergeburt Preußens und Deutschlands; hier wurde unter Leitung des Oberbürgermeisters Heidemann zuerst 1813 die Landwehr organisirt. Königsberg ist der Geburtsort des Philosophen Kant, der Komponisten Reichardt, Nicolai, Hermann Goetz, der Dichter E. T. A. Hoffmann, Zacharias Werner; hier lebte auch Simon Dach, der Dichter des „Aennchen von Tharau."

Königsberg ist der Sitz des Oberpräsidiums der Provinz, der Regierung für den Regierungsbezirk Königsberg, eines Konsistoriums, einer Generalsuperintendentur, einer Provinzialsteuerdirektion, eines Oberlandesgerichtes, eines Landgerichtes nebst Kammer für Handelssachen, eines Amtsgerichtes, einer Kgl. Eisenbahndirektion und zweier Privatbahngesellschaften, einer Oberpostdirektion, zweier Forstinspektionen, eines Hauptsteueramtes, eines Landrathsamtes, einer Kgl. Generalkommission, eines Polizeipräsidiums, eines Kgl. Staatsarchivs, der Provinzialverwaltung, einer Landesversicherungsanstalt Ostpreußen, einer Landwirthschaftskammer für die Provinz Ostpreußen; auch besteht eine Meteorologische Station des Kgl. Preuß. meteorologischen Instituts. In Königsberg befinden sich 16 Konsulate. Die Stadt ist ferner Sitz des Generalkommandos des 1. Armeekorps, des Stabes der 1. Division, der 1. und 2. Infanterie-, der 1. Kavallerie- und der 1. Feldartillerie-Brigade. Die Garnison zählt 9546 Mann.

„Gieb dir Müh'".

Skizze von **Hedwig Forstreuter.**

Wie es nach feuchter Erde roch, nach Gras und Kräutern! Die Kinder hoben schnuppernd die Näschen in die Luft und gingen schneller vor Freude. Die Sonne lief wie ein Herold vor ihnen her und warf funkelnde Goldbälle in die Fenster am Wege. Und wo sich zwischen den Häusern ein Ackerstück breitete mit Gespannen pflügender Pferde, da blitzte das Licht in den Messingbeschlägen der Geschirre und auf dem Eisen der Pflugschaar. Lerchen standen hoch oben in der Luft, jubilirende Seelen, wie vom Erdendasein losgelöst.

Aus den Häusern stieg der Rauch in krausen, blauen Wolken, denen die Kinder seltsame Gestalten andichteten. Dann saßen sie am Bahndamm, alle drei und mitten unter ihnen eine lachende blonde Frau, die Mutter der kleinen Mädchen. Der Junge gehörte in ein anderes Haus. Er saß jetzt da mit großen staunenden Augen, denn daß sich eine Frau einfach in das Gras setzte wie die Kinder, das verstand er nicht. Aber es kam ihm lustig vor. Warum thaten es die anderen Frauen nicht, die er kannte? Seine Mutter? — Er schüttelte den Kopf. Nein, das konnte er sich nicht vorstellen. Sie war immer so ernst und hatte so viel zu thun. Er konnte sich nicht entsinnen, die Mutter jemals ohne Arbeit gesehen zu haben. Morgens schaltete sie in der Küche unter Töpfen und Tiegeln, oder sie sah in den Zimmern nach dem Rechten. Alle Fenster standen auf, es war sehr ungemüthlich. Und Nachmittags saß sie hinter einem großen Flickkorb. Die Kinder sahen die Mutter nur morgens beim Anziehen — ihre Hand griff fast so hart zu wie die der Mägde — dann bei den Mahlzeiten. Ueberall sonst baute die Arbeit eine Wand zwischen Mutter und Kinder.

„Herbert, paß auf!" Die kleinen Mädchen hatten ihn bei der Hand genommen und zogen ihn jubelnd den abschüssigen Damm hinab, daß sich das Gras unter ihren Leibern bog. Aufathmend blieb das Kleeblatt endlich liegen. Unter ihm sprang der Damm ein Stück vor, um dann steil auf die Schienenstränge herabzufallen.

Die Kinder streckten sich in der Sonne, eins der kleinen Mädchen pflückte eine Löwenzahnblüthe und hielt sie der Mutter hinauf: „Was ich gefunden habe!"

Als die Mutter die Hand ausstreckte, versuchte ihr das Kind die Blume zuzuwerfen, doch das leichte Geschoß sank vor seinem Ziele in's Gras. Lachend suchten die drei nach dem gelben Ding, bis die Mutter rief: „Ich hab's!"

Es war ein lustiges Durcheinander.

Still saß der Junge dabei, in all der Fröhlichkeit stieg ein bitteres Gefühl der Verlassenheit in ihm auf, ein Neid auf diese glücklichen Kinder. Nie war seine Mutter so vertraut und heiter mit ihm wie die blonde Frau mit ihren Töchtern. Das kleinste der Mädchen legte eben seinen zerzausten Kopf der Mutter in den Schoß. Da blickte er fort mit einem Zucken im Gesicht und sah auf die Stadt, die sich jenseits des Eisenbahndammes breitete. An ihrem äußersten Ende, dort, wo die Bäume aufragten, lag sein Vaterhaus. So groß und reich schien es ihm, wenn er es mit den Häusern seiner Schulkameraden verglich. Aber es fehlte etwas darin. Er wußte nicht, was, doch es hatte mit der Sehnsucht zu thun, mit der er sah, wie ruhig der Kopf seiner Spielgenossin im Schoße der Mutter lag. Als wäre das der beste Ruheort, wenn man sich müde gespielt hatte.

Wie ihn wohl seine Mutter ansehen würde, wenn er das bei ihr versuchen wollte. — Die Lerchen sangen und als er seine Blicke andächtig zu den kleinen Frühlingsboten emporhob, da klang es, als sprächen sie mit ihrem Singen zu ihm „Tirili — gieb Dir Müh'". — Er senkte den Kopf hintenüber, ganz weit wurden seine Augen und dann lachte er. Da fuhr eine Frauenhand über seine Stirne.

„Komm, Himmelsgucker, wir müssen nach Hause."

„Schon," rang es sich von seinen Lippen.

„Ja, gewiß, auch Deine Mutter wird warten." Da schossen Gluthwellen in des Knaben Gesicht, schnell stand er auf. Seine Mutter! — „Gieb Dir Müh'!" Ja, er wollte versuchen, ob sie fröhlich und lieb sein konnte, wie die Frau, die vor ihm stand. Wortlos machte er sich auf den Weg und als die Mädchen ihn baten, einen Wettlauf mit ihnen zu beginnen — „bis zu dem Telegraphenpfahl am Wegende und Mutter entscheidet, wer zuerst da war" — da fing er an zu laufen mit weit ausholenden Bewegungen, schneller, immer schneller, über das Ziel hinaus. Und wie auch seine Freundinnen hinter ihm riefen, er sah sich nicht um, sondern lief weiter, zur Stadt hinein. Lauter wurden die Stimmen hinter ihm, da war der Bahnübergang, die Warnglocke schrillte. Er hörte es nicht, sah nicht den Sperrbaum, der sich niedersenkte. Blind rannte er darauf los. Hinter ihm fiel der Baum herab, er stürmte weiter, fiel. Etwas Großes, Dunkles schob sich mit rasender Geschwindigkeit heran. Ein Tosen, Zittern — da riß eine Faust den Knaben zurück. Betäubt lag er. Die Erde bebte unter ihm und weiße Dampfwolken hüllten ihn ein. Dann stand er, von kräftigen Armen gehalten und sah in das Gesicht des Streckenwärters. Der sprach heiser vor Aufregung: „Das hätte schlimm werden können, Junge" — er zeigte auf den fortrollenden Zug. „Fast wärst Du dem da vor die Räder gestürzt. Was hast Du denn so unsinnig zu laufen? Hörst und siehst nichts. Wenn unsereiner nicht aufpaßte."

Er schüttelte den Jungen, der wie geistesabwesend dastand.

— Was hast Du denn so zu laufen? — Diese Worte rissen den Jungen aus der Betäubung, erinnerten ihn an sein Vorhaben. — Zur Mutter! Und ohne dem Manne zu danken, der ihm das Leben gerettet hatte, ging er davon. Vorbei an den neugierigen Blicken der Menschen, die jetzt die freigegebene Strecke überflutheten. Er dachte nicht mehr daran, zu laufen. Der Schreck der letzten Minuten hielt ihn noch im Bann. Was mit ihm geschehen war, verstand er nicht. Der Gedanke an die Mutter drängte alles Andere zurück. Dumpf und dunkel versank es hinter ihm.

Mit wildklopfendem Herzen stand er dann vor der Thüre des elterlichen Hauses. Er hatte vorgehabt, zur Mutter zu stürzen, sie zu umfangen. Jetzt fiel ihn mit aller Macht die Scheu an, die in der nüchternen Luft des Elternhauses von jeher alles Warme und Herzliche in ihm niedergekämpft hatte. Beschämt schlich er von der Thüre fort. Würden sie ihn nicht alle auslachen, Eltern und Geschwister? Etwas Thörichtes war es, das in ihm brannte. Aber so sehr er das auch zu denken bemüht war, das Herz that ihm weh dabei. Leise ging er durch den Garten. Als könnte der knirschende Kies ihn verrathen, trat er auf die sammtigen Rasenstreifen der Beteinfassungen. An seinem Lieblingsplatze, einem Versteck unter hängenden Ulmenzweigen, hockte er sich nieder, die Knie heraufgezogen, das Gesicht in den Händen. So saß er, stumm und thränenlos und in seinem Herzen war ein Wundern, warum er nicht thun konnte wie das kleine Mädchen und ruhevoll bei der Mutter sein. Er fühlte sich matt und einsam, selbst hier in seinem Versteck wurde ihm nicht wohl. Aechzend warf er sich auf den Boden und drückte die Stirn in das kühle Gras.

* * *

„Wo hast Du es gehört?" fragte die Frau mit zitternder Stimme den Laufjungen, der ihr die Unglücksbotschaft gebracht hatte.

„An der Bahn. Ich ging vorbei. Da wurde es erzählt." Er fuhr zurück, so wild sah die Frau ihn an. „Hole einen Arzt hierher," rief sie ihm zu und ehe er den Sinn ihrer Worte noch ganz gefaßt hatte, war sie hinausgestürmt, die Küchentreppe herab, auf die Straße —

Wie eine Verzweifelte lief die Mutter. Was war mit ihrem Kinde geschehen? Er rannte durch die Stadt, warf sich dem Schnellzuge vor die Räder? Ihr stiller scheuer Junge? Wie kam er zu einer solchen That? Sie wußte Bescheid um seine Kleider und Strümpfe, auch um seine Schulhefte. Wußte sie auch etwas von seiner Seele? War sie ihm eine rechte Mutter gewesen? Nein — in dieser Stunde der Angst erkannte sie, die immer so stolz war auf ihre „Pflichterfüllung", daß sie ihre höchste und heiligste Pflicht versäumt hatte. Wie eine Fremde stand sie zu ihrem Kinde, so brachte ihr sein Herz auch kein Vertrauen entgegen.

Im Laufen krampfte sie die Finger gegen ihre Handflächen, daß die Nägel tief in's Fleisch drangen. Wie eine Wohlthat war es, neben der brennenden Seelenpein den körperlichen Schmerz zu fühlen. Aber sie konnte die Stimme nicht zum Schweigen bringen, die in ihr rief und sie verklagte. So begann sie lautlos zu beten. „Ich will ihm eine Mutter sein von nun an. Laß ihn mir, Gott, laß ihn mir" — Und wenn er nicht mehr. — — Sie wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Vorwärts mit den letzten Kräften —

Ein Kind stand am Wege und riß die Augen auf, als es die Frau sah, die mit flatternden Kleidern, mit verwirrtem Haar an ihm vorüberstürzte. Dann that es einen Blick in das verzerrte Gesicht und lief schreiend davon. Um die Lippen der Frau zuckte es, mochte das fremde Kind weinen, wenn sie nur ihr eigenes wiedersah.

Noch ein paar Schritte mit keuchender Brust. Die Uebergangsstelle — Leer! Sie hatten ihn wohl schon weggetragen. Ein Frost schüttelte sie, ihre Augen irrten über den Grund. Kein Blut, Gott sei Dank. Vor dem Wärterhäuschen hielt sie sich an der Thüre. Wie würde sie ihn finden? — „Mein geliebtes Kind." Sie sagte es mit der Stirn an der Hauswand, als müßte sich nun die Thüre öffnen, eine vertraute Stimme Antwort geben. Dann schrak sie auf, sah angstvoll umher und mit zitternder Hast drückte sie die Klinke nieder, suchte in dem Häuschen mit Blicken, die vor dem Finden schauderten. „Wo," stammelten ihre Lippen und der Wächter verstand, er trat heran, erklärte in seiner langsamen Art, von ihren Fragen unterbrochen. Und dann seufzte sie auf, von einer Last befreit. Er lebte. Er war nach Hause gegangen — ohne Hülfe gegangen. Aber er brauchte seine Mutter jetzt. Sie richtete sich auf. „Dank," sagte sie zu dem Alten und griff dann, sich besinnend, in die Tasche, fand ein Geldstück: „Es ist wenig, nur für's erste."

Und sie eilte davon, anders als vorher, leichter und freudiger und doch noch mit einer zitternden Angst! Noch eine Straße, über den Fahrdamm hinweg, die Gartenpforte.

„Er muß hier sein," sagte sie zu dem Arzt, der ihr entgegentrat, „es ist ihm nichts geschehen." Aber dann bebte sie wieder. Sie wußte ja gar nicht, ob ihm nicht doch etwas zugestoßen war. Ein fremder Mann hatte ihr berichtet, aber ehe sie glauben konnte, mußte sie ihr Kind mit eigenen Augen sehen. Sie durchsuchte das ganze Haus, Zimmer um Zimmer, vergeblich. Zuletzt lief die Mutter in den Garten, rief in hülfloser Qual den Namen des Sohnes, irrte umher auf den Wegen, die ihr plötzlich fremd erschienen.

* * *

Still lag der Junge im Grase, nur ein Seufzen stieg von Zeit zu Zeit zu der Ulme empor. Dann hob sich der Knabenkopf, ungläubig, mit der Miene des Staunens. Ein Ruf klang durch den Garten, ängstlich suchend.

Es war seiner Mutter Stimme. Sie rief ihn! Mit einem Ruck sprang er auf, wollte ihr entgegen. Aber die böse alte Scheu trieb mißtrauisch in ihn zurück. Er wurde gewiß nur zum Essen gerufen, zu dem schweigsamen Mahl, bei dem die Kinder kaum zu athmen wagten.

Halb von den Zweigen verdeckt, spähte er nach dem Hause hin, in wildem Trotz. Aber dann wurden seine Augen dunkel vor Erregung und langsam ließen die Zähne die eingeklemmte Unterlippe frei. Ueber den gepflasterten Steig kam die Mutter gelaufen, angstvoll, mit blassem Gesicht. Jetzt stand sie still und preßte die Hand auf die Brust, rief seinen Namen, blickte umher und sah ihn. Und etwas geschah, was der Sohn nie an ihr gesehen hatte. Ein Licht lief über ihr Antlitz, ließ es froh und jung erscheinen. Ein paar Schritte that sie vorwärts, senkte im Näherkommen die Augen in ihres Kindes Züge und las darin.

Dann öffnete sie die Arme, ganz wenig nur, zaghaft ob des Ungewohnten. Aber der Sohn verstand die Gebärde. Mit einem Schrei sprang er hervor und warf sich in die Mutterarme, die ihn hielten, als wollten sie nie wieder diese bebende kleine Gestalt freigeben.

Sie streichelte sein Haar, die Wangen, befühlte mit angstvoll tastenden Händen seine Glieder. Und drückte ihn in überströmender Freude an sich, als sie sehen mußte, daß er unversehrt war. Nur eine Schramme lief über die Stirn. Sie legte ihr Tuch darauf und schritt langsam mit dem Kinde im Arm dem Hause zu. Unter der Thüre aber blieb sie stehen und fragte: „Weshalb liefst Du so? Was quälte Dich? War das mit der Eisenbahn Zufall?"

Ihre Stimme zitterte, sie wandte das Gesicht fort. Aber der Knabe verstand den Sinn ihrer letzten Frage nicht, er antwortete nur auf die beiden ersten, ohne Verwunderung, daß die Mutter etwas über sein Laufen zu wissen schien. Seinem gläubigen Herzen wäre das Gegentheil als ein Wunder vorgekommen. So sagte er mit verschleierter Stimme: „Ich wollte zu Dir, ich hatte Sehnsucht nach Dir, aber dann fürchtete ich mich und ging in den Garten."

„Du fürchtetest Dich?" Die Helle in der Mutter Gesicht war wie ausgelöscht. Der Sohn sah es und erschrak — würde sie nun den Arm von seiner Schulter nehmen und von ihm gehen, „keine Zeit mehr haben wie sonst immer"? Zaghaft öffnete er den Mund zu einer Bitte, da fiel es warm auf seine Stirn wie von Thränen, aber als er bestürzt emporsah, lächelte die Mutter, fast klang es ein wenig schelmisch. „Ein großer Junge wird sich doch nicht vor seiner Mutter fürchten" — und nach einem tiefem Athemzuge, „vor einer Mutter, die ihr Kind so lieb hat wie ich Dich."

Vor dem Jubel, der ihr nach diesem Worte entgegenströmte, liefen neue Thränen über ihre Wangen, aber sie lachte dazwischen und ließ es geschehen, daß ein warmer Mund die Tropfen hinwegtrank. Ein Mund, der unter den Zärtlichkeiten wirre Worte stammelte, der gar nichts gemeinsam hatte mit den zitternden Lippen, die noch vor einer Stunde die Sehnsucht seines Kinderherzens scheu verschlossen. Wenn die Lerchen ihm nicht Muth zugesungen hätten — — —

Merkmale der Zeit.

Von **Dr. Schwendimann.**

Im Mittelpunkte alles Interesses, schreibt Sombart, steht heute, darüber herrscht kein Zweifel, die Bewunderung für jede meß- und wägbare Größe. Es herrscht allgemein die Tendenz, äußere und innere Größe zu verwechseln. Worin sich die Größe darstellt, ist einerlei: es kann die Einwohnerzahl einer Stadt oder eines Landes, die Höhe eines Monumentes, die Breite eines Flusses, die Häufigkeit der Selbstmorde, die Menge der mit Eisenbahnen beförderten Personen, die Größe eines Schiffes u. s. w. sein. Im Geldausdruck hat man zudem den wunderbar bequemen Weg gefunden, fast alle an und für sich meß- und wägbaren Werthe zu verwandeln und sie damit in den Umkreis der Größenbeurtheilung einzufügen. Werthvoll ist nur mehr das, was viel kostet. In Amerika, wo wir natürlich diesen modernen Geist immer am besten studiren können, weil er hier vorläufig seine höchste Entwickelungsstufe erreicht hat, macht man kurzen Prozeß und setzt einfach den Kaufpreis für den zu bewerthenden Gegenstand willkürlich hinauf. Haben Sie den fünfzigtausend Dollar-Rembrandt im Hause des Herrn X schon gesehen? — so lautet die oft wiederholte Frage. „Heute früh ist die fünfhunderttausend Dollar-Yacht Carnegie's im Hafen von so und so eingelaufen." So melden amerikanische Zeitungen.

Wer sich gewöhnt hat, nur die Quantität einer Erscheinung zu werthen, wird geneigt sein, zwei Erscheinungen mit einander zu vergleichen und sie an einander zu messen. Auch der moderne Geschäftsmann wird nur nach seinem Erfolge bewerthet. Erfolge haben, heißt hier, Andere überflügeln, mehr haben als Andere: „größer" sein.

Ein Beispiel für das Gesagte liefert die Stellung des modernen Menschen zum sogenannten Sport. An diesem letzteren interessirt unseren neuzeitlichen Kulturträger nur: wer wird in einem Wettkampfe Sieger sein, wer vollbringt die meßbar höchste Leistung.

Die sogenannte mörderische Plötzlichkeit, die Hast und Schnelligkeit interessirt den modernen Menschen ebenso wie die Massenhaftigkeit. Im Automobil mit einer „tausend Kilometer-Geschwindigkeit" fahren, das wäre so eigentlich das, was unsere Zeit sich als Ziel wünschte. Daß der Schnellzug zwischen Berlin und Hamburg noch um zehn Minuten seine Fahrzeit abgekürzt hat; daß der neueste Riesendampfer drei Stunden früher in New York angekommen ist; daß eine Zeitung eine (sicher eine falsche) Kriegsnachricht schon am Nachmittag um fünf Uhr bringen konnte, während die Konkurrentin erst um sechs damit herauskam: all dieses interessirt die Menschen unserer Tage, all dem legen sie eine große Bedeutung bei.

Die modernen Menschen haben auch einen Begriff geschaffen, um die jeweils schnellsten Leistungen als höchste Werthe ihrem Gemüthe wie ihrem Gedächtnis einzuprägen: einen Begriff, der auch bei den Quantitäten seine Anwendung findet, wir meinen den Begriff des Rekords. Aller Größenwahn und aller Schnelligkeitswahn unserer Zeit findet seinen Ausdruck in diesem Begriff. Und dieses Zeitalter des Rekords sucht und verherrlicht alles, was neu ist. Nur das noch nie Dagewesene macht Sensation. Für die Sensationslüsternheit des Rekordzeitalters ist die moderne Presse ein Beweis. Die Art unserer Vergnügungen, der Wechsel in den Tänzen, die Moden, welche in kaum einem Jahrzehnt alle Stilarien durchjagen, die zahllosen Erfindungen: all dieses spricht für das stark entwickelte Interesse für das Neue. Und erst das Begehren nach Machtentfaltung und Einfluß. Ist nicht gerade dieses Ringen nach äußerem Glanz und Ansehen im letzten Grunde ein Eingeständnis moderner Schwäche? Ein Mensch mit wahrer innerer und natürlicher Hoheit wird der äußeren Macht wenig Werth beimessen. Eine wahrhafte Menschengröße kümmert sich nicht um ihre Macht, die sie selbstverständlich ausübt.

Alle Zeit des Tages, des Jahres, des Lebens — meint der Eingangs erwähnte Schriftsteller — wird der Arbeit gewidmet. Und während dieser Zeit werden alle Kräfte bis zum Aeußersten gespannt. Vor den Augen Jedermanns steht ja das Bild der bis zum Wahnsinn arbeitenden Menschen. Es ist ein allgemeines Kennzeichen gewisser moderner Kulturgestalten, sie mögen Unternehmer oder was Einflußreiches immer sein, daß sie einer Ueberanstrengung zu erliegen drohen. Allüberall Aufregung und Hast. Tempo, Tempo! das ist die Losung unserer Zeit. Und wie mancher konnte es schon erfahren, wie dieses Uebermaß modern kultureller Thätigkeit, diese Mobilisirung aller Lebenswerthe zu Gunsten der geschäftlichen Arbeit, den Körper vorzeitig zermürbt, Geist, Seele und Herz müde und ideallos macht.

Der Diamant.

Von **Max Hayek.**

„Sich einen Edelstein dünken, darauf kommt's nicht an!" sagte ein dreister Kiesel zum Diamanten; „wenn man mich schliffe, in Gold faßte und am Finger trüge, dann solltest du staunen, wie ich zu leuchten verstünde! — Aber komme zu uns herab, liege auch du im Sande und nur zu bald erfährst du, daß du völlig unseresgleichen bist: ein Stein, weiter nichts!"

Der Diamant hörte den Sprecher ruhig an und sagte sich allen Ernstes, daß er bisher noch keine Probe seines besseren Wesens gegeben habe. — Er beschloß daher, seiner unverdienten Würde zu entsagen und entfiel sogleich dem Ringe seines Trägers, um sich zu den leidenden Kieseln zu gesellen. Lange Zeit lebte er unter ihnen und bemühte sich sogar, seinen Schliff und seine Farbenkünste nach Möglichkeit abzulegen, denn er wollte sich nicht hervorthun. „Seht, liebe Brüder," sagte er einmal, „nun werde ich euch immer ähnlicher und ähnlicher und zuletzt sind wir nur eine Familie von Steinen! Es lebe die Gleichheit!"

Kaum hatte er diese treffliche Rede unter dem hellen Beifall seiner Hörer beendigt, als ein Mensch des Weges daher kam und ihn erblickte. „Was?" schmunzelte der Mensch, freudig erregt über den glücklichen Fund, „ein Diamant unter Kieseln?" Und er bückte sich sogleich und hob den Edelstein in die Sonne, wo er herrlich zu funkeln begann. „Du gehörst in eine goldene Fassung, mein Lieber," sagte der Mensch, „um ganz das sein zu können, was du bist! Dein Schliff hat ein wenig gelitten, aber dein Kristall leuchtet so lauter wie je!" — Und er trug den Diamanten davon.

Der dreiste Kiesel aber sagte: „Das Vorurtheil der Welt ist eben unbesiegbar! Stein bleibt Stein!" Und bekam gleich einen rothen Fleck vor Aerger.

Der Diamant aber wurde in Gold gefaßt und ließ seine Farbenkünste spielen zum Entzücken der Menschen. Einmal sagte er: „Ich wäre wahrscheinlich niemals ein echter Kieselstein geworden!" Und da hatte er recht!

— Einige Vorbeugungsmittel gegen Seekrankheit, die, von Seeleuten selbst erprobt, sehr oft von Erfolg gekrönt waren, seien nachstehend mitgetheilt: 1. Mache mit Deinem Körper stets die Bewegungen des Schiffes mit. 2. Halte Dich möglichst an Deck in frischer Luft auf. 3. Stelle Dich ruhig an der „Luvardseite" hin (d. h. an der Seite, von wo der Wind kommt), auch wenn Du etwas mit Seewasser bespritzt wirst. 4. Kannst Du dem „Uebelwerden" nicht mehr widerstehen, so lege Dich still in eine Hängematte. 5. Versuche dem Magen immer neue Speisen anzubieten. 6. Trinke vor Beginn der Fahrt einen guten Kognak. 7. Nachher nehme möglichst wenig Getränke zu Dir.

Erfolgreich blüffen kann nur, wer die besten Karten in der Hand hat.